„Nutella gegen Kirche“. Gottesdienst, Bedürfnis und soziale Veränderung

KONRAD MÜLLER*

“Nutella versus Church”. Worship, Need, and Social Change

The following essay argues that worship attendance rates stand in direct competition with current social developments at all times. The author bases his arguments upon the empirical research results found in the sociological study by Martin Engelbrecht “Human–Routine–Worship”, which determined criteria for church attendance. He discovered that people are motivated to participate in routines or rituals based on needs. These needs can be described in the following seven categories: pleasure; self-determination; self-care; locality; sense of purpose; structure and orientation; and aesthetics. Müller focuses more closely on four of these needs and explores how 1) each of these needs is influenced by social change, and 2) how this can affect the decision to participate in worship. Müller emerges with the axiom: these needs describe a person’s inner demand on his or her outer world. And while religious worship addresses these inner needs and fulfils them (or not), each and every social (outer) change will correspondingly influence a person’s decision to attend worship (or not). The trajectory of worship is always two-way: worship is certainly the product of social change, yet worship can also effect change in society because of its transformative power.

Keywords: *worship; needs; locality; self-determination; self-care; ritual; church attendance; social change*

„Nutella gegen Kirche. Da hat man keine Chance“

Menschen stehen im Alltag immer wieder vor dem Dilemma, sich für Alternativen entscheiden zu müssen. Sollen sie das eine oder das andere tun? Zum Beispiel: In die Kirche gehen oder ausschlafen? Am Sonntagmorgen den Gottesdienst besuchen oder am Samstagabend durchfeiern?

In einem Gespräch wurde dies auf die kurze Formel gebracht: „Nutella gegen Kirche“, und trocken konstatiert: „Da hat man [als Kirche] keine Chance.“¹

* Dr. Konrad Müller, Leiter des Gottesdienst-Instituts der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Adresse: Sperberstr. 70, 90461 Nürnberg, E-Mail: mueller@gottesdienstinstitut.org

¹ Interview Nr. 046 des im Folgenden beschriebenen Forschungsprojektes *Mensch – Alltag – Gottesdienst*, Abs. 395 der Transkription.

Der Gottesdienst steht also immer in Konkurrenz. Die Alternativen, die uns geboten werden, wandeln sich permanent. Auf diese Weise entsteht ein hoher *Anpassungsdruck*.

Wie hängen Gottesdienst und soziale Veränderung zusammen? Und hat „Kirche“ gegen „Nutella“ wirklich keine Chance?

Die folgenden Ausführungen gehen diesen Fragen nach, indem sie das Verhältnis von Gottesdienst, Bedürfnis und sozialer Veränderung nach Kriterien analysieren, die im Rahmen einer empirischen Studie mit dem Titel *„Mensch – Alltag – Gottesdienst“* entdeckt und entwickelt worden sind.

„Mensch – Alltag – Gottesdienst“. Ein Forschungsprojekt

Im Jahr 2004 konstituierte sich erstmalig an der Universität Bayreuth unter wissenschaftlicher Koordination des Soziologen Martin Engelbrecht eine Arbeitsgruppe, die den Auftrag hatte, zu untersuchen, warum Menschen in christliche Gottesdienste gehen oder nicht.

Eine der ersten Fragen, die entschieden wurden, war, ob man bei dieser Untersuchung von bestimmten sozialwissenschaftlichen Ergebnissen wie denjenigen der Milieuforschung ausgehen solle oder nicht. Die Arbeitsgruppe entschloss sich schließlich dafür, ein Forschungsdesign zu entwickeln, welches das Teilnahmeverhalten von Menschen am Gottesdienst unter Verzicht auf sozialwissenschaftliche oder philosophische Vorannahmen untersucht. Auf diese Weise sollte unvoreingenommen geprüft werden, wie etwa Einstellungen, Soziallagen und Lebensstile auf die Wahrnehmung von Gottesdiensten und das gottesdienstliche Teilnahmeverhalten wirken. Im Grunde ist es bei dem genannten Forschungsprojekt um das Thema dieses Artikels gegangen: Um das Verhältnis von Gottesdienst und sozialer Veränderung. Jedenfalls dann, wenn man den Begriff der sozialen Veränderung nicht eng fasst, sondern weit nimmt und darunter nicht nur politisch-systemische, strukturelle, wirtschaftliche, rechtliche Veränderungen oder Veränderungen bei den Produktionsverhältnissen oder in der Zusammensetzung sozialer Klassen versteht, sondern auch das weite Feld von Ästhetik, Kultur und Lebensanschauung mit dazu nimmt, so dass es zur sozialen Veränderung beispielsweise auch gehört, ob in einer Kultur das Singen verlorenggeht, ob nach Nietzschescher Manier politische Eliten sich nur noch vom Willen zur Macht leiten lassen, in welchem Maße hermeneutische Kompetenz in einer Gesellschaft vermittelt wird und wie sich wachsender Wohlstand auf das gottesdienstliche Teilnahmeverhalten auswirken könnte.

Soziale Veränderung beschreibt einen Wandel des *Außen*, der auf das *Innen* des Erlebens und Verstehens der Menschen wirkt, so dass sich daraus

im „Innen“ derjenigen, die sich beispielsweise einer christlichen Konfession zugehörig fühlen, die Anforderungen ändern, die sie an Gottesdienste richten und unter denen der Gottesdienstbesuch für sie eine Option darstellen könnte. In abgeleiteter Weise beeinflusst die Einschätzung dieser Relation auch kirchenleitendes Handeln. „Entscheider“ müssen vom Zusammenhang zwischen dem Wandel des Außen und dem Erleben des Innen ein zutreffendes Bild haben, wenn sie Gottesdienstformen vermitteln, bewahren, anpassen oder ersetzen wollen. Deswegen ist, wenn hier von „Entscheidern“ gesprochen wird, nicht nur an Kirchenleitungen oder Synoden gedacht, die den rechtlichen Rahmen und die Gestalt von Agenden festlegen, sondern auch an jene, seien es Hauptamtliche oder Ehrenamtliche, die sich vor Ort für oder gegen eine bestimmte Gottesdienstform entscheiden und von unten her das gottesdienstliche Leben verändern.

Eine letzte Vorbemerkung darf nicht fehlen. Bei der Beurteilung von Zusammenhängen zwischen sozialer Veränderung und dem Teilnahmeverhalten beim Gottesdienst verdient der Faktor Zeit besondere Aufmerksamkeit. Die *Wirkung* sozialer Veränderungen unterscheidet sich, je nachdem, welchen Zeitraum man bedenkt. Dabei spielt auch die Zahl und Kombination der sozialen Änderungen eine große Rolle. Soziale Änderung wirkt also systemisch. Ein einfaches Beispiel mag dies veranschaulichen. Kommt eine Person zu Vermögen, und sonst ändert sich nichts, darf man vermuten, dass sich das Verhältnis zum Gottesdienst und zum Gottesdienstbesuch bei dieser Person nicht oder nur auf lange Sicht ändert. Ist mit der Veränderung der Soziallage aber auch ein Wechsel des Bekanntenkreises verbunden, der jetzt nicht mehr aus den Freunden vor Ort und aus den Mitgliedern der eigenen Religionsgemeinschaft besteht, sondern vorwiegend aus Arbeitskollegen und Vertretern einer bürgerlichen, religiös skeptischen Elite, so kann dies relativ schnell zu einer Veränderung der Einstellung zum Glauben, und dadurch zu einer Veränderung des gottesdienstlichen Teilnahmeverhaltens führen. Eine Wirkung wird unter Umständen aber erst in der nächsten Generation sichtbar – weil die Kinder unseres fiktiven Kirchenmitglieds, durch dessen wachsende Skepsis gegen Kirche beeinflusst, dann mit 21 und 23 Jahren aus der Kirche austreten. Je nach Art und Zusammensetzung sozialer Veränderungen wirken sich diese auf kurze, mittlere oder lange Frist durchaus je anders auf das gottesdienstliche Teilnahmeverhalten und die Einschätzung und Bewertung von Gottesdienst aus.

Die Untersuchung *„Mensch – Alltag – Gottesdienst“* hat sich dem Verhältnis des „Außen“ zum „Innen“ und des „Innen“ zum „Außen“ auf dem Feld des Gottesdienstes gewidmet. Ihr Forschungsdesign braucht hier nicht mehr dargestellt werden. *„Mensch – Alltag – Gottesdienst“* ist als qualitative

Studie konzipiert worden, bei der nach einem offenen Einstiegsimpuls² die Interviewten frei reden konnten. Die einzelnen Gespräche haben sich dadurch sehr unterschiedlich entwickeln können. Ziel war es, die Interviewten möglichst unbeeinflusst durch Fragen ins Erzählen dessen zu bringen, was für sie wichtig ist und obenan liegt.

Die Interviews sind von Mitarbeitenden des Instituts zur Erforschung der religiösen Gegenwartskultur der Universität Bayreuth durchgeführt worden. Dass im Hintergrund ein kirchlicher Auftraggeber stand,³ blieb unerwähnt, um bei Fragen, welche die religiöse Praxis betrafen, möglichst unvoreingenommene Antworten zu erhalten. Alle Details sind in der einschlägigen Fachliteratur mehrfach dokumentiert und öffentlich zugänglich.⁴

Die Ergebnisse waren, was die Frage des Verhältnisses von Gottesdienst und sozialer Veränderung betrifft, von hoher Relevanz. Aus der Fülle dieser Ergebnisse werden im Folgenden jene herausgegriffen, die den Zusammenhang von individuellen Bedürfnissen und Erwartungen an den Gottesdienst mit sozialer Verfasstheit zum Thema haben.

Bedürfnisse und Einstellungen

Ein zentrales Ergebnis der Studie war, dass Menschen sich, wenn sie bestimmte Dinge im Leben regelmäßig tun – am Tag, in der Woche oder im Jahresablauf –, nach ihren eigenen Angaben überwiegend durch *Bedürfnisse* leiten lassen.

Dies betrifft allein schon die Entscheidung, ob sie am Sonntag in den Gottesdienst gehen wollen oder nicht: Eine Interviewte hat dies geradezu

² Jeannett Martin, „Mensch – Alltag – Gottesdienst. Bedürfnisse, Rituale und Bedeutungszuschreibungen evangelisch Getaufter in Bayern“, in: *bayreuther forum* Transit 7, Berlin 2007, S. 32: „Nach einer Überprüfung und Anpassung der Erhebungsstrategie nach den ersten Interviews entschieden wir uns für einen methodischen Dreischritt von narrativer Phase, Nachfragephase und kurzer Leitfadenerhebung. Die narrative Phase (freie Erzählphase) leiteten wir mit einem zuvor erarbeiteten Erzählimpuls ein, bei dem der Arbeitstitel des Projektes (‚Rituale, Alltagsgestaltung und Sinnstiftung in der modernen Welt‘) und ggf. einige Beispielrituale genannt wurden sowie eine Aufforderung zum Erzählen über die persönlichen Alltagsrituale oder Rituale im Lebensverlauf gegeben wurde.“

³ Das Gottesdienst-Institut unter Leitung von Prof. Dr. Hanns Kerner.

⁴ Neben dem Forschungsbericht von J. Martin vgl. auch Hanns Kerner, „Wie viel Ordnung braucht der Sonntagsgottesdienst“, in: Konrad Müller, Thomas Melzl (Hrg.), *Gottesdienst im Wandel*, Leipzig, Evangelische Verlagsanstalt 2015, S. 129-141; Haringke Gregor Fugmann, *Von Wendepunkten und Zeremonienmeistern. Kasualtheorien im Lichte zweier empirischer Untersuchungen*, Frankfurt a. Main, Hansisches Dr.-und-Verlag-Haus 2009; Konrad Müller, „Locality“, in: Klaus Raschzok, K. Müller (Hrg.), *Grundfragen des evangelischen Gottesdienstes*, Leipzig, Evangelische Verlagsanstalt 2010, S. 79-113.

klassisch zum Ausdruck gebracht: „Dann denke ich, ja, du warst schon länger nicht in der Kirche – aber da denke ich – es kommt schon wieder, ich lasse es wieder kommen.“⁵ Es sind die aktuell obenauf liegenden „Bedürfnisse“, die bestimmen, was Menschen tun, wenn sie in ihren Entscheidungen frei sind.

Aus den Beschreibungen, mit denen die Interviewten begründeten, warum sie etwas regelmäßig tun oder zu tun bereit sind, hat die Auswertungsgruppe sieben Bedürfnisse extrahiert, die ein regelmäßiges Teilnahmeverhalten begründen oder aber ein (persönliches oder gemeinsames) Ritual ausgeschlossen sein lassen. Es waren dies die Bedürfnisse nach „Lebensfreude“, nach „Selbstbestimmung“, nach „Selbstsorge“, nach „Locality“, nach „Sinnerleben“, nach „Strukturierung und Orientierung“ sowie zuletzt das Bedürfnis nach „Ästhetik“ – also das Bedürfnis, dass wir uns in einer als schön empfundenen Umgebung aufhalten.

Verlassen wir kurz unser Themenfeld und fragen wir, um generell die *Funktion* der Bedürfnisse besser zu erfassen, nach dem Bedürfnis nach Lebensfreude. Was bedeutet es, wenn ein Mensch seinen Besuch einer Diskothek, in der er sich bis Sonntagmorgen um fünf Uhr aufhält und seinen Frust aus der Woche „abtanzt“, damit begründet, dass ihm das einfach „Spaß“ beziehungsweise „Freude“ macht?⁶

Dieses dem Alltag entnommene Beispiel zeigt eine Korrelation zwischen einem *Innen* – wir haben es Lebensfreude genannt – und einem *Außen*: dem Besuch einer Diskothek, in der er sich körperlich ausagieren und ritualisiert Kontakt mit Bekannten beiderlei Geschlechts haben kann. Bedürfnisse sind nicht nur so etwas wie innere Triebfedern, sondern beschreiben Anforderungshaltungen an die Außenwelt. Mit dem Bedürfnis nach Lebensfreude wird vom *Innen* ein Bewusstseins-Zustand, eine bestimmte Bewusstseinsverfasstheit eingeklagt, die, wenn der Alltag unter der Woche durch viel Ärger, Anstrengung, Erschöpfung und Frustration gekennzeichnet ist, sich immer stärker einfordert. Bedürfnisse beschreiben also jene „Nahtstellen“, nach denen wir die Welt mit ihren „Anforderungen“, „Produkten“ oder „Angeboten“ wahrnehmen und beurteilen, um dann, sofern es uns die Umstände erlauben, jenes auszuwählen, das uns hilft, unser Leben „angenehm“ zu gestalten und zu einem „erfüllten“ Leben zu gelangen. Be-

⁵ Zitiert nach Hanns Kerner: *Der Gottesdienst. Wahrnehmungen aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften in Bayern*, Nürnberg 2007, S. 9. Diese Handreichung wurde im Gottesdienst-Institut veröffentlicht und ist dort unter der Bestellnummer 0739 erhältlich.

⁶ Dieses Beispiel ist nicht den Interviews, sondern einem Gespräch aus einer Gemeindeberatung entnommen.

dürfnisse entstehen aus dem heraus, wie wir leben (müssen), und suchen sich die *Mittel*, um das eigene Leben wieder ins Lot zu bringen.

Wie sich diese Bedürfnisse im Einzelnen ausgestalten, ist dabei eine Frage von Persönlichkeit, Weltanschauung, Ethos und Geschmack. Wer wann wie etwas empfindet, und vor allem, *was* er dann im Gespräch als *Lebensfreude* bezeichnen würde, ist von Person zu Person natürlich unterschiedlich. Eine am Sprachgebrauch orientierte Analyse des Begriffs hat bei Jeannett Martin zu folgender Beschreibung geführt. Dieses

von den Interviewpartnern vielleicht am häufigsten zum Ausdruck gebrachte Bedürfnis lässt sich mit dem Wunsch beschreiben, Freude am Leben zu verspüren und das Leben so intensiv und lange wie möglich zu genießen. Ihre Orientierung am aktuellen, ‚diesseitigen‘ Leben, ihre Sehnsucht nach einem freudvollen Dasein, nach Abwechslung und ihre damit im Zusammenhang stehenden persönlichen ‚Rituale‘ beschreiben die Menschen in zahlreichen unterschiedlichen Formen und Facetten. Viele schildern, dass und wie sie sich gezielt Zeiten und Räume in den Alltag einbauen, während derer sie sich ihren individuellen Interessen, Hobbys und Leidenschaften hingeben und um ‚das Leben [zu] genießen‘ [...]. Die beschriebenen Aktivitäten sind, über die Breite der Interviewpartner und oft auch im Einzelfall, von großer Vielfalt.⁷

Bedürfnisse beschreiben also *Nahtstellen*. Von daher aber sind sie auch die Tür, der Einfallspunkt, die Bresche, über die *soziale Veränderung* die Anforderungshaltung der Menschen an ihr Leben verändert und sich so auf deren Teilnahmeverhalten und Erwartungshaltungen auswirkt.

Von den oben genannten sieben Bedürfnissen sollen mit Blick auf die uns leitende Fragestellung, wie der *Gottesdienst* mit sozialer Veränderung zusammenhängt, die vier Bedürfnisse nach Locality, nach Selbstbestimmung, nach Selbstsorge und nach Sinnerleben näher betrachtet werden.

Das Bedürfnis nach Locality

Beginnen wir mit dem Bedürfnis nach „Locality“.

Das Bedürfnis nach Locality war das einzige Bedürfnis, bei dem sich die Auswertungsgruppe gegen einen deutschen Begriff entschieden hat. Mit Bedürfnis nach „Heimat“, „Verwurzelung“ oder „Identität“ wären zwar wichtige Aspekte dessen beschrieben, was das Bedürfnis nach Locality umfasst. Sie würden aber der Komplexität dessen, was mit „Locality“ gemeint ist, nicht gerecht werden.

⁷ J. Martin, „Mensch – Alltag – Gottesdienst“, S. 38.

Locality spielt in der Globalisierungsdiskussion eine wichtige Rolle.⁸ Mit „Locality“ sind *Orte persönlicher Identifikation* gemeint, „Bereiche der sozialen und emotionalen Zugehörigkeit, häufig auch imaginierte, selbst erschaffene Welten, die für Menschen identitätsstiftend wirken“.⁹

Locality meint also mehr als die *außen* gegebene Nachbarschaft. Sie meint dasjenige aus der Welt, in der ich lebe, was mir *innen* wichtig geworden ist. Dasjenige, mit dem und aus dem heraus ich lebe.

Orte persönlicher Identifikation können vielerlei Gestalt haben. Zu ihnen kann, um ein beliebiges Beispiel zu geben, die Kirche im Dorf gehören, aber auch mein christlicher Glaube, in dem ich immer wieder Trost und Halt finde, sowie die Familie mütterlicherseits und zwei Freundinnen aus der Kindergartenzeit. Orte persönlicher Identifikation meinen also jene inneren Objekte, auf die sich meine Aufmerksamkeit regelmäßig ausrichtet – weil sie meine Welt bestimmen, ja ausmachen. Als innere Bewusstseinsobjekte können darunter ebenso sinnlich wahrnehmbare „Gegenstände“ fallen wie bestimmte Vorstellungen und Rituale, wie die zitierten imaginierten, selbsterzeugten Welten eines religiösen Glaubens oder eines reinen Fantasiereiches *und* zuletzt auch soziale Gruppen.

Durch diese Orte, mit denen wir uns identifizieren, wird die Welt, in der wir leben, überschaubar. Sie wird uns „zuhanden“.

Wie sehr dabei das aktuell Gegebene und das subjektiv Vorgestellte sich unterscheiden und gleichzeitig ineinander gehen, sieht man daran, was die Locality *Familie* umfassen kann. Für viele Interviewte gehören zu dieser Locality auch die verstorbenen Familienmitglieder. Allein schon dies zeigt, dass das Bedürfnis nach Locality nicht nur auf die aktuelle „Realgemeinschaft“ Familie bezogen ist, sondern dass „Familie“ hier phänomenologisch, als Teil der je eigenen imaginierten Welt verstanden werden muss. Das *Innen* wählt sich aus dem aus, was das *Außen* an *Erfahrungen* und *Vorstellungen* zu bieten hat, und bildet sich daraus eine Vorstellungswelt, für deren Erhalt es alles tut. Das Bedürfnis nach Locality impliziert deswegen immer ein Streben nach dem Erhalt und der Pflege¹⁰ der eigenen imaginierten Welten. So dass Locality eben genauso die „Realgemeinschaften“ meint, die uns wichtig sind, wie auch „imaginierte Welten“, die vielleicht in Computerspielen ausagiert werden, oder bestimmte Erlebnisorte, wie die Disco oder das Fußballstadion, und „Identifikationsgemeinschaften“ wie den Verein, dessen Spiele

⁸ Vgl. Arjun Appadurai, „The Production of Locality“, in: Peter Beyer (Hrg.), *Religion im Prozeß der Globalisierung*, Religion in der Gesellschaft, Bd. 10, Würzburg 2001, S. 99-123.

⁹ J. Martin, „Mensch – Alltag – Gottesdienst“, S. 54.

¹⁰ Ein besonderes Gewicht kommt hier der Erinnerungskultur von Personen oder Gemeinschaften zu.

ich im Stadion ansehe, oder die römisch-katholische Kirche, mit Messe und Papst, oder die eigene Nation.

Nimmt man den Begriff *Gemeinschaft* zum Ausgangspunkt, umfasst „Locality“ als Dimensionen Real-, Erlebnis- und Identifikationsgemeinschaften. Um noch einmal das Beispiel *Fußball* zu bemühen: Es umfasst den Fanclub oder eine lockere Fangemeinschaft, das Fußballspiel am Wochenende sowie den Verein als abstraktes Symbol, wie es sich im Satz ausdrückt: „Ich bin Fan von Real Madrid.“¹¹

Geht man vom Aspekt „Ort“ aus, meint Locality ein Bedürfnis nach Heimat, die man kennt und schätzt, nach Erlebnisorten sowie nach stetigen sozialen Kontakten. Wo Locality sich auf etwas Unanschauliches bezieht, sucht oder erschafft sie sich ein *Symbol*. Die römisch-katholische Kirche ist reich an Symbolen, die sich auf „Erlebnisorte“ beziehen, wie die Messe oder das Papsttum mit seinen „Auftritten“. Man denke nur an den Jahr für Jahr gesprochenen Segen *urbi et orbi*.

Dem aufmerksamen Leser stellt sich hier die Frage, warum, wenn es sich beim Bedürfnis nach Locality um solch ein komplexes Ganzes handelt, die Auswertungsgruppe dann „Locality“ nicht in *mehrere Bedürfnisse* ausdifferenziert hat, wie etwa das Bedürfnis nach Gemeinschaft oder das Bedürfnis nach einer orientierenden Weltanschauung oder das Bedürfnis nach räumlich-sozialer Heimat.

Die Gruppe, in der diese Interviews ausgewertet wurden, hat um diese Frage in der Tat länger gerungen. Der Grund, auf *einen* Begriff zuzugehen und doch nur von *einem* Bedürfnis nach „Orten persönlicher Identifikation“ zu reden, ist schließlich ein einfacher gewesen: Die einzelnen Elemente, die Charakteristika, also die einzelnen Dimensionen des Bedürfnisses nach Locality hängen unlösbar zusammen. Sie sind voneinander abhängig und beeinflussen einander. Sie bilden ein zusammengehöriges Ganzes. Löst sich *eine* Dimension auf, geraten die anderen in eine Krise. Fußballfan zu sein, ohne dass es noch Fußballspiele gäbe, macht keinen Spaß. Zu glauben, ohne dass dahinter eine Gemeinschaft steht, mit der ich diesen Glauben teilen, mir wieder ins Bewusstsein holen und mich seiner vergewissern und ihn erleben kann, ist nicht möglich.¹² Glaube kommt nicht nur lebensgeschichtlich, sondern auch

¹¹ Im Bereich Kirche könnte man den Seniorenkreis oder die Jugendgruppe, dann den Gottesdienst am Sonntag oder den Weihnachtsgottesdienst im Jahreslauf sowie den evangelischen Glauben nehmen, der, sofern er nicht im Belieben steht, sondern evangelische oder evangelisch-reformierte oder pietistische Identität etc. ausdrückt, bestimmte individuelle und soziale Forderungen an Überzeugungen und Verhalten stellt.

¹² Auch der christliche Eremit lebte und lebt von jenem Glauben, den er aus dem Hörensagen kennt und den ihm eine Gemeinschaft vermittelt hat.

je aktuell, „phänomenologisch“ aus dem Hörensagen des Nicht-Erfahrbaren. Er kommt nicht aus der individuellen, durch die fünf Sinne vermittelten Erfahrung und dem, was als allgemeine Wahrheit ausgesagt werden kann.

Die erste wichtige Konsequenz, die sich daraus ergibt, ist, dass es (a) zu jeder Ausdrucks- und Lebensform des Glaubens (b) eine tragende Gemeinschaft geben muss. Auch das liturgische Spiel braucht seine Fans, und es braucht (c) seine Eigenweltlichkeit¹³.

Allerdings sind Erlebnisorte und Veranstaltungen wie der Gottesdienst nie nur auf *eine* Locality (im Sinne einer tragenden Gemeinschaft) bezogen. Meist greifen verschiedene „Localities“ ineinander. In einem Interview berichtet ein junger Mann, wie er nach seinem Umzug einen Anschluss an die Gemeinde sucht. Er versteht sich bewusst als evangelischer Christ und kontaktiert aus diesem Grund den Pfarrer. Der Pfarrer weist Peter, wie ich den jungen Mann nennen will, deswegen auf einen Bibelkreis hin, und Peter entschließt sich hinzugehen:

Da bin ich dann erst mal in so ,nem Bibelkreis gewesen. Die... ja, das warn lauter ältere Leute, die sich da getroffen haben, also. Ich glaube die jüngste Frau [...] war 50 vielleicht, äh, es ging bis, äh, bis weit über 80 [...] Ja, also in diesem Bibelkreis bin ich dann nur einmal gewesen.¹⁴

Der Kontakt scheitert also, weil für Peter das Zugehörigkeits- und Zusammengehörigkeitsgefühl, das für ihn *innerhalb seiner Horde, seiner Altersgruppe* gegeben ist, eindeutig wichtiger ist als eine weltanschauliche Übereinstimmung in bestimmten Glaubenshaltungen. Ein deutsches Sprichwort sagt: „Blut ist dicker als Wasser.“ Die Locality „Familie“ oder „Altersgruppe“ ist (im Regelfall) stärker als weltanschauliche Gruppen. Wenn es um die Entscheidung geht, in den Bibelkreis zu gehen, sind also verschiedene Localities im Spiel.

Schließlich, erzählt Peter, findet er in der Gemeinde doch noch Kontakt. Als im Interview die Rede darauf kommt, welche Gründe für Peter entscheidend sind, sagt er:

„Es hat zwei verschiedene Seiten, das äh, weshalb das mich natürlich mehr anspricht ist zum... also das liegt am Alter der Leute, wie auch ... wie man mit'ander umgeht und sprechen kann. Oder was für Interessen da sind, über was man überhaupt sprechen kann.“¹⁵

¹³ Die Eigenweltlichkeit und Eigensprachlichkeit gehört zu den konstitutiven Merkmalen der Identität von Localities.

¹⁴ Siehe: K. Müller, Thomas Melzl (Hrg.), *Gottesdienst im Wandel*, S. 101.

¹⁵ *Ibidem*, S. 102.

In den beiden vorhergehenden Zitaten entdecken wir bei Peter als Elemente, die seinem Bedürfnis nach Locality korrelieren:

- Den Pfarrer (als Symbol). Nach seinem Umzug sucht er weder einen Rabbi noch einen Imam oder einen katholischen Geistlichen auf, sondern einen evangelischen Pfarrer.
- Dann seine „Horde“ – diejenigen, die er als zu seiner Generation gehörig empfindet.
- Seine persönlichen Interessen. Wir haben hier von gemeinsam geteilten imaginierten Welten geredet. Die Bibel steht für eine (oder mehrere solcher) imaginierten Welten.
- Zuletzt: das Bedürfnis nach einem Ort, an dem er über das, was ihn bewegt, reden kann.

Das Bedürfnis nach „Locality“ führt dazu, dass Menschen immer dann beeinflussbar werden, wenn sie sich mit Personengruppen identifizieren. Wenn dann die Parteigenossen antikirchlich sind, die Horde der Gleichaltrigen konsumorientiert und die Familie fromm, hat derjenige, der sich mit allen drei Gruppierungen verbunden fühlt, ein Entscheidungsproblem, das allerdings meistens hinausgezögert werden kann.

Allein schon diese wenigen Andeutungen zeigen: Über das Bedürfnis nach Locality als „Einfallstor“ wirken soziale Veränderung unmittelbar auf Glaube und Gottesdienst.

Im Folgenden werden einige Wenn-Dann Beziehungen formuliert, die weder Vollständigkeit beanspruchen noch Regeln aufstellen wollen,¹⁶ wohl aber beispielhaft Korrelationen zwischen sozialer Veränderung, Frömmigkeit und dem Teilnahmeverhalten in Bezug auf Gottesdienste beschreiben.

- Wenn die *Familie* den Sonntagmorgengottesdienst mit seiner überkommenen, traditionellen Gestaltung trägt, dann gerät dieser Gottesdienst in eine Krise, wenn die Familie in eine Krise gerät. Als Faktoren, die Familie schwächen, können beispielsweise die erhöhten Anforderungen der Mobilität im modernen Arbeitsleben angeführt werden, die den räumlichen Zusammenhang der Familienglieder lockern oder sogar auflösen kann. Auch der Geburtenrückgang ist hier zu nennen, der zur Auflösung der Locality-Großfamilie führt, von der nur noch die (häufig auf sich allein gestellte und dann überlastete, für den jungen Erwachsenen oft *keine* Locality mehr bildende) Kleinfamilie übrig bleibt. Familie verliert dann Vieles von ihrer Funktion als Tradentin von Werten und Kompetenzen und gibt dies, zu welchem Preis auch

¹⁶ Vgl. den Hinweis unten S. 11.

immer, an Peergroups sowie an staatliche oder gesellschaftliche Bildungseinrichtungen ab.

- Wenn es das *Internet* erlaubt, ohne räumliche und zeitliche Begrenzung Gleich-Interessierte und Gleichgesinnte zusammenzubringen, die miteinander ihre imaginierten Welten teilen und pflegen, egal, ob es sich um Computerspiele oder weltanschauliche Foren handelt, dann verstärkt dies die Segmentierung der imaginierten Welten. Der Gottesdienst wird dadurch für die Locality „Gemeinde“ nicht überflüssig, aber der Gottesdienst als Veranstaltung einer Gemeinde hat sich jetzt nicht nur mit der Konkurrenz anderer Localities, sondern auch mit der Konkurrenz anderer, räumlich unverbundener Erlebnis- und Lebenswelten auseinanderzusetzen.
- Auch *innerkirchliche, strukturelle Faktoren* haben einen großen Einfluss. Wenn das Erleben des Gottesdienstes damit zu tun hat, ob der *Pfarrer* oder die *Pfarrerin* Teil der Locality der Gemeinde-glieder ist, wenn also Gottesdienstbesuch immer auch Besuch des Pfarrers oder der Pfarrerin ist, dann beeinflussen auch eine zu hohe Zahl an Gemeindegliedern pro Pfarrer oder zu viele Anforderungen auf Verwaltungsseite der hauptamtlichen Gemeindeleiter das Teilnahmeverhalten der Gemeinde und deren Erwartungen.

Dieser Faktor sollte nicht unterschätzt werden. An die Stelle weiterer Begründungen sollen nur zwei Zitate treten, welche die potentielle Bedeutung des Pfarrers, der Pfarrerin für die Locality „evangelische Gemeinde“ veranschaulichen. So äußert sich ein Mann: „Das war uns irgendwie ’n Bedürfnis. [Gemeint ist der regelmäßige Besuch des Sonntagsgottesdienstes mit seiner Frau.] Ach was, was das Blöde da is: der ständige Pfarrerwechsel. Man weeiß jar nich, wer een unter die Erde bringt. Das ist grausam. Aber na ja, is ja egal. Wer weiß, vielleicht merkt man’s nich.“¹⁷ Und im selben Interview, die Interviewerin hakt nach: „Und wie ist das hier für Sie? Also wenn da jede, oder alle vierzehn Tage ’n anderer Pfarrer kommt. Also, macht Ihnen das was aus? [Die Antwort]: Na schön is det nich! Nee, nee. Schön is det nich, aber... Gut...“¹⁸ Ist der Pfarrer für ein Gemeindeglied nicht mehr *sein* Pfarrer, sondern nur noch *ein* Pfarrer, hat sich das ganze System „Gemeinde“ und haben sich die Bedingungen, die für oder ge-

¹⁷ Siehe: K. Müller, Thomas Melzl (Hrg.), *Gottesdienst im Wandel*, S. 103.

¹⁸ *Ibidem*.

gen den Gottesdienstbesuch sprechen, völlig verändert. Wohin ein Identifikationsabbruch mit der Kirche als Ganzer oder ihren Vertretern und Vertreterinnen in Gestalt derer, die eine Pfarrstelle innehaben, führen kann, zeigt das folgende Zitat. Eine Befragte äußert sich im Hinblick auf *ihre* Bestattung: „Heute denke ich mir, wenn ich einmal sterbe, ist das so richtig, dass da ein Pfarrer steht? Kann ja auch ein guter Freund etwas sagen. Wäre vielleicht sogar noch besser.“¹⁹

- Zuletzt: Wenn *soziale Konflikte* im weitesten Sinn das Verhältnis zur eigenen Kirche stören, dann wird dies sofort im Gottesdienstbesuch wahrnehmbar. Bei einem Tischgespräch erzählte ein Kollege, der in seiner Parochie drei Gemeinden mit drei Predigtstellen betreut, dass in zwei dieser Gemeinden der Gottesdienstbesuch normal bis gut, in der dritten Gemeinde aber ziemlich schlecht sei, obwohl, wie er bemerkte, er doch derselbe Pfarrer wäre, der auch dieselben Predigten hielte.

Im Fortgang des Gespräches stellte sich heraus, dass die „Krisen“-Gemeinde (3) vor dem Ersten Weltkrieg einen Konflikt mit einem Unternehmer vor Ort gehabt hatte, bei dem sich der damalige Pfarrer auf dessen Seite und somit gegen die Arbeiterschaft gestellt hat. Der Zusammenhang scheint mir evident – auch wenn er in den Familien schnell vergessen worden sein dürfte. Man ist eben in Gemeinde (3) irgendwann nicht mehr in den Gottesdienst und in die Bibelstunde und ins Pfarrhaus gegangen und hat der Locality „Arbeiterbewegung“ oder der ad-hoc-Locality „Protestbewegung“ den Vorzug gegeben vor der Locality „Kirche“. Mit wahrnehmbaren Folgen für den Gottesdienst-Besuch zwei Generationen später.

Ich will hier mit meinen Überlegungen zum Bedürfnis nach Locality abbrechen. Die einzelnen Beobachtungen wollen exemplarisch wichtige Zusammenhänge benennen, ohne allerdings den Anspruch zu erheben, mit Blick auf die genannten Themenkreise vollständig zu sein oder das innere Gefüge des Systems „Locality“ in all seinen zentralen Dimensionen dargestellt zu haben. Dennoch: Auch wenn jeder der genannten einzelnen Punkte einer vertieften Darstellung und seiner eigenen Diskussion bedürfte, so sollte doch deutlich geworden sein, wie durch das Bedürfnis nach Locality, das sich in „lokal“ und „gemeinschaftlich“ bedingten Identifikationsprozessen ausdrückt, soziale Veränderung unmittelbar auf den Gottesdienstbesuch

¹⁹ *Ibidem.*

und auf den Gottesdienst selbst ausstrahlen. Entwicklungen in den Bereichen *Familie und Demographie, gesellschaftliche Pluralität und Migration, das Internet mit seinem Reichtum an weltanschaulicher Vielfalt und Erlebnisangeboten, das Rollengefüge und die Organisationsstruktur in den Gemeinden und Konfessionen sowie soziale Konflikte jeglicher Couleur wirken sich sofort auf das gottesdienstliche Leben vor Ort aus.*

Der Gottesdienstbesuch erweist sich als Bio-Indikator, der den Zustand religiöser Gruppierungen in den jeweiligen Gesellschaften anzeigt.

Über das Bedürfnis nach Locality wirken soziale Veränderungen unmittelbar auf den Gottesdienst zurück. Was die den Gottesdienst tragende Gemeinschaft schwächt oder stärkt, stärkt oder schwächt den Gottesdienst. Ändern sich die Paradigmen, nach denen in einer Gesellschaft diskutiert wird, schwächt oder stärkt dies die Verkündigung, die von der Kanzel her erfolgt²⁰ – einer Verkündigung, die zwar auch nach individuellen, mehr noch aber nach Vorstellungen von kirchlicher Identität bewertet wird, die in Localities wurzeln.²¹

Das Bedürfnis nach Selbstbestimmung

Bemerkenswerterweise hat sich neben dem Bedürfnis nach Locality in den Interviews auch eine Art Kontrast-Bedürfnis geäußert, das der Wirksamkeit der jeweiligen Localities jedenfalls Grenzen setzen *kann*. Es war das Bedürfnis nach Selbstbestimmung.

Dieses Bedürfnis „bezieht sich auf die Frage, wem die Menschen die Autorität über die eigene [sic!] Weltsicht und die Gestaltung des eigenen Lebens (einschließlich ihrer spirituellen Praxis) zuweisen. Aus zahlreichen Interviewsequenzen wird deutlich, dass viele Laien diese Autorität weniger Institutionen oder Autoritäten zuerkennen (möchten), sondern dass sie individuell darüber entscheiden wollen, wie sie die Welt deuten, ob sie sich als religiös verstehen wollen und wenn ja, in welchem Sinne, wie sie ihr Leben, den eigenen Alltag und auch die eigene spirituelle Praxis gestalten. Fremden Autoritäten – seien es staatliche Institutionen, die Kirche oder religiöse Führer – wird dabei von vielen eher wenig Vertrauen entgegengebracht.“²²

Dieses Zitat aus dem Abschlussbericht der Untersuchung zeigt die Grenzen von Locality auf. Zum einen wird Fremdbestimmung als problematisch erlebt, sobald sie als Fremdbestimmung *wahrgenommen* wird. Menschen schützen zwar ihre imaginierten Welten, die sie größtenteils, wenn

²⁰ Aufklärung und imaginierte Welten mit religiöser Konnotation.

²¹ Daher sind Fragen der Beziehung für die Akzeptanz von Gottesdiensten wichtiger als Fragen der Form.

²² J. Martin, „Mensch – Alltag – Gottesdienst“, S. 43.

nicht sogar vollumfänglich „aus dem Hörensagen“, also von „Localities“ wie der Familie, dem Freundeskreis oder über internalisierte öffentliche Diskurse (Presse, Schule, Universität) empfangen haben. Aber sie schützen zuerst einmal grundsätzlich *nicht* die Localities selbst, wenn diese sich darauf reduzieren, *nur* Träger bestimmter Überzeugungen oder Haltungen zu sein.²³ Dadurch können sich Kinder von der Welt der Familie entfremden, der Fußballfan nach dem Umzug über Nacht aufhören, diesem Sport weiter im Stadion zu huldigen, und eine Partei, die ihr Programm, ihr Profil oder ihre Identität ändert, kann schnell an Wählerstimmen verlieren. Zum anderen wird aber auch deutlich, dass die zentralen Währungen, mit denen sich Localities Aufmerksamkeit, Gehör und Teilnahme verdienen, Vertrauenswürdigkeit, Kontakt, eine gewisse Plausibilität ihrer stereotypen,²⁴ identitätsstiftenden Kerninhalte und die identitätstragenden Erlebnisräume sind, die sie zur Verfügung stellen können.

Dieses Streben nach persönlicher Handlungsautonomie, das sich auch, aber nicht nur auf den religiösen Bereich bezieht, bringt [...] [ein Interviewter] für sich folgendermaßen auf den Punkt: ‚... *dieser Freiraum und selber Dinge bestimmen, das ist mir ganz wichtig*‘ [...]. [Ein anderer] fasst es, in Bezug auf seinen beruflichen Alltag, ähnlich: ‚*So dieses für sich entscheiden – möchte ich mir das antun oder nicht?*‘ [...]. Wenn es um die Organisation des persönlichen Alltags und des eigenen Lebens geht, darum, wie die Freizeit oder auch das persönliche Arbeitsleben gestaltet werden, welche sozialen Rollen man im Leben übernehmen möchte und wie man sie inhaltlich zu füllen gedenkt, aber auch, welchen spirituellen Praktiken man folgt bzw. welche religiösen Gewohnheiten man pflegt – in all diesen und weiteren Bereichen möchten die meisten Menschen, folgt man ihren Darstellungen, autonom entscheiden und ihr Leben so weit als möglich selbstbestimmt gestalten.²⁵

So sehr also Menschen das Bedürfnis nach Orten persönlicher Identifikation haben, die gemeinsam geteilte Werte vermitteln und erlebbar machen, genauso sehr wünschen sie sich, in und mit ihren (immer auch werteverbundenen (!)) Localities *selbstbestimmt* leben zu können.

Das Bedürfnis nach Selbstbestimmung unterscheidet sich kategorial von anderen Bedürfnissen.

²³ Vgl. dazu auch das, was weiter unten zum Thema Selbstsorge geschrieben wird.

²⁴ Zur Bedeutung von „Stereotyp“ vgl. Hilary Putnam, *Die Bedeutung von „Bedeutung“*, Frankfurt a. Main 32004, S. 64-72.

²⁵ J. Martin, „Mensch – Alltag – Gottesdienst“, S. 43.

Es wirkt nicht nur durch das, was es *will*, sondern noch stärker durch das, was es *nicht* will. Wird unser Bedürfnis nach Selbstbestimmung verletzt, führt dies dazu, dass sich Menschen von *allem* abwenden, was die Selbstbestimmung verhindert. Dies können dann einzelne Personen ebenso sein wie Glaubensgemeinschaften, Institutionen, Werte, Überzeugungen oder Rituale. Entwickeln sich also beispielsweise in einer Gesellschaft Freiräume, etwa, was die sexuelle Orientierung betrifft, und die jeweilige Kirche vertritt dagegen eher konservative Werte, kann für all jene ein Zwiespalt entstehen, die wegen ihrer eigenen, von der gesellschaftlichen Norm abweichenden Prägung oder um der Freundschaft mit entsprechenden Personen willen im genannten Bereich Freiheit, also das Recht auf Selbstbestimmung einklagen.

Locality fordert demgegenüber den Schutz von gemeinsam geteilter Identität.

Bei einem Kirchentag war auf dem *Markt der Möglichkeiten* ein Stand von Christen mit sado-masochistischer Orientierung aufgestellt. Der Konflikt zwischen der (vielleicht auch nur vermuteten) Identität der Locality „eigene Kirche“ und dem Bedürfnis einiger ihrer Mitglieder nach sexueller Selbstbestimmung, übrigens, wie das Personal des Standes nie zu betonen müde wurde, *innerhalb* der Grenzen eines biblisch geprägten Sexualethos des gegenseitigen Respekts, der lebenslangen Bindung etc., wird an diesem Beispiel augenfällig.

Man sieht, wie stark das Bedürfnis nach Selbstbestimmung mit dem Bedürfnis nach Locality, in wechselseitiger Anziehung und Abstoßung, verwoben ist. Das Bedürfnis nach Locality, eine soziale Rolle, Anerkennung und Legitimation zu finden, die einem Bedeutsamkeit zuweist, verbindet sich immer mit dem Bedürfnis, diese Rolle so weit wie möglich *selbst* wählen und füllen zu können. Die Gestaltung von Freizeit und persönlichem Alltagsleben sind ebenfalls Themen für Locality *und* Selbstbestimmung.

Von daher kann man die Frage, wie sich beide Bedürfnisse miteinander verbinden und voneinander unterscheiden, in zwei Sätzen zusammenfassen:

Locality gründet auf Freiheit – darauf, dass das Bedürfnis nach Selbstbestimmung in der Locality nicht verletzt wird. Und: Selbstbestimmung wiederum ist primär Selbstbestimmung in der Wahl dessen, welche Orte der Identifikation wir uns wichtig sein lassen, welcher Gemeinschaft wir wie zugehören, welchen Überzeugungen wir wie anhängen und wo wir uns wie beteiligen wollen. Sie ist Selbstbestimmung durch „Rolle“.

Das Bedürfnis nach Selbstbestimmung findet deswegen nicht seine genuine Erfüllung in der Wahl einer Überzeugung. Es ist dies der Mythos, den die Aufklärung gepflegt hat. Der Ort des Bedürfnisses nach Selbstbestimmung bezieht sich auf die „Orte der Identifikation“, mit denen wir un-

ser Empfinden und unser Denken verbunden haben, und *in* denen wir nun *unsere Bedürfnisse nach unserer Weise* organisieren, in einen Abgleich bringen und ausleben wollen, und aus denen heraus wir dann Überzeugungen entwickeln. Selbstbestimmung ist Selbstbestimmung zu Locality.

Im Bereich des Gottesdienstes äußert sich das Bedürfnis nach Selbstbestimmung darin, ob Gottesdienstbesucherinnen oder –besucher etwa das Glaubensbekenntnis oder das Vaterunser mitsprechen oder nicht.

Wie wirken sich also soziale Veränderungen über das Bedürfnis nach Selbstbestimmung auf den Gottesdienst aus?

Auch hier können wieder nur einige Beispiele gegeben werden. Bei der Darstellung des Bedürfnisses der Locality hatte der Fokus darauf gelegen, zu zeigen, wie soziale Veränderung im Sinne der Veränderung der äußeren Lebensumstände auf den Gottesdienst zurückwirkt. Hinsichtlich des Bedürfnisses nach Selbstbestimmung soll soziale Veränderung eher als Veränderung der sozialen „Innenräume“ wie kollektiv etablierter und geteilter Sprachspiele und Empfindungsmuster gefasst werden.

- Als erstes Beispiel sei auf die potentielle Auswirkung der Veränderung des Rollenverständnisses derjenigen hingewiesen, die Gottesdienste leiten.

Agieren Pfarrerinnen und Pfarrer dem sonntäglichen Gottesdienst gegenüber aus dem Bedürfnis nach Selbstbestimmung heraus und ändern Gottesdienstordnungen nach ihren Einsichten, hört der Gottesdienst auf, der Gottesdienst der *Gemeinde* zu sein. Der Subtext, der sich in einem freien Umgang mit identitätstragenden Abläufen, Ordnungen oder Symbolen einer Locality äußert, entmächtigt deren Ritual – sagt er doch, dass der Pfarrer (oder ein Team) Herren oder Lehrer einer Locality sind. Doch mit dem Ritual geht auch die gemeinsam geteilte imaginierte Welt in einer Locality verloren. Rituale wie der Gottesdienst brauchen Menschen, die in ihnen der Locality „*dienen*“. Liturgia ist nicht umsonst etymologisch „Dienst am Volk“. An der Locality. Leitung eines Gottesdienstes ist Dienst an einem identitätsstiftenden Ritual. Fällt eine „Leitungsgruppe“ aus ihrer Locality heraus und tritt ihr gegenüber, und wird in einem solchen Kontext der Gottesdienst beispielsweise Erziehungsmittel, dann wird durch ein solches Verhalten das Symbol „Gottesdienst“ aufgelöst. Gottesdienst hört auf, als Ausdruck einer gemeinsam geteilten Identität wahrgenommen zu werden – und jenes Recht, das sich die Leitung des Gottesdienstes herausnimmt, indem sie ihn der Hoheit des eigenen Gestaltungswillens unterwirft, wird nun auch von der Gemeinde beansprucht. Über das Bedürfnis nach Selbst-

bestimmung können auf diesem Weg weitreichende Prozesse ausgelöst werden, welche die Wahrnehmung und Bewertung der Gottesdienste in der Tiefe verändern.

Für Gemeinde ist ja auch nicht einzusehen, warum, wenn die Leitung eines Gottesdienstes sich als dessen Herrin versteht, nicht auch sie gegenüber dem Ritual der Locality dieselbe Freiheit beanspruchen können soll. Das Ritual wird auf diesem Weg Veranstaltung, die Feier wird Event – und weil sie Anderen zu gehören scheint, brauche *ich* nicht mehr hinzugehen. Wie es zu jedem Text einen Subtext gibt, der sich körpersprachlich äußert, gibt es zu jeder Struktur eine Substruktur aus Rollenbeziehungen, die sich in den Modalitäten des Umgangs mit der Struktur zeigt – und die lauter spricht und stärker wirkt als jede formale Orientierung an jenen Regeln, die mit einer Struktur verbunden sind.

- Bevor dies allerdings als Theologenschelte missverstanden wird: Indem sich eine ganze Kultur primär in den Dienst des Bedürfnisses nach Selbstbestimmung stellt, sich von ihren Sub-Localities wie Gewerkschaften, Parteien oder Kirchen, oder von ihrer Literatur und Geschichte abwendet und sich selbst als „Locality“ auflöst, ist es fast zwangsläufig, dass der Gottesdienst immer mehr mit Kirchenleitungen und mit Theologen zu tun hat, die ihre Arbeit als Form der Selbstverwirklichung verstehen, während Gemeindeleitungen – aus demselben Geist heraus – dann dazu neigen, sich als „Aufsichtsräte“ zu gebärden. Die Frage, ob eine Kultur eher am Bedürfnis nach Locality ausgerichtet ist und *ihm* „dient“ oder dem Bedürfnis nach „Selbstbestimmung“, wirkt sich enorm auf das Teilnahmeverhalten am Gottesdienst und auf die Gestaltung der Gottesdienste selbst aus.

Wenn man bedenkt, wie eine Kultur je unterschiedliche Bedürfnisse priorisieren kann und priorisiert, wird deutlich: *Gottesdienst ist Teil eines (hochkomplexen) Spiels, dessen Spielregeln sich permanent ändern* – sowohl auf der Ebene der Struktur als auch auf der Ebene der Substrukturen und auf der Ebene der Bedeutung.

- Welche Rolle spielen dann überhaupt (Glaubens-)Überzeugungen? Man überlege sich dazu, wie sich die Bedürfnisse nach Locality und nach Selbstbestimmung mit dem „Wort vom Kreuz“ verbinden oder dazu in den Widerspruch führen können.

Nicht nur in pietistisch geprägten Kreisen und Gemeinden – nach unserer Terminologie allesamt „Localities“ – spielt die Rede von der Sünde und vom Sühnetod Christi, der für uns den Weg

ans Kreuz gegangen ist, eine zentrale und zugleich höchst umstrittene Rolle.

In der Moderne erfährt diese Theologie bis heute scharfe Angriffe. Sie widerspreche, so wird nicht ohne Grund festgestellt, der Autonomie des Menschen. Dieser nämlich wäre doch *selbstbestimmt* und *eigenverantwortlich*. Auf der *theoretisch-reflektierenden*, das Selbstverständnis des Menschen vor Gott und der Welt beschreibenden Wahrnehmungsebene wird das „Wort vom Kreuz“ durch die Erkenntnis oder die Auffassung bestimmt, dass der Mensch „aus eigener Kraft nicht selig werden“ und also nicht Herr seines Heils oder Herr seines Lebens sein könne. Der Mensch sei aber doch schließlich für sich selbst verantwortlich.

Ein von Paulus geprägter Theologe könnte dem entgegenhalten: Indem Christus im Kreuz unsere Schuld auf sich nimmt, wäre doch der Mensch erst zur Selbstbestimmung *befähigt*, weil es ihn von der Nötigung, sich selbst vor anderen oder vor seinen eigenen Erwartungen rechtfertigen zu müssen, befreit. Hier wird gegen eine theoretisch-reflektierende, weltanschaulich auf der Behauptung der Autonomie des Menschen insistierende Haltung eine *phänomenologisch-reflexive* Argumentationslinie eingebracht. Wie geht ein Mensch, der für sich „Selbstbestimmtheit“ beansprucht, mit sich um? Nicht in dem, wie der Mensch theoretisch zu bestimmen ist, sondern darin, wie er sich zu sich und zu seiner Locality „verhält“ und verhalten kann, zeigt sich die *Realität* von Selbstbestimmung. Diese besteht darin, inwieweit er (ggf. aus dem Glauben an das „pro me“) sich jeglicher an ihn herangetragenen Forderung nach Rechtfertigung entziehen kann.

Das Wort vom Kreuz ist also hinsichtlich des Bedürfnisses nach Selbstbestimmung zuerst einmal *funktional ambivalent*. Es scheint je nachdem, ob man es im Kontext eines aufgeklärten oder eines paulinischen Denkens formuliert, in tiefstem Widerspruch oder in höchster Entsprechung zum Bedürfnis nach Selbstbestimmung zu stehen.

Bei der Wahrnehmung dieser funktionalen Ambivalenz geht es nicht um die theologische Fragestellung, sondern um einen Hinweis auf die Sozialphänomenologie des Bewusstseins. Es ist eine Frage der sozialen Verfasstheit einer Gesellschaft, ob die Mehrzahl ihrer Mitglieder die (narzisstische) weltanschauliche *Vorstellung* braucht, selbstbestimmt eigenmächtig zu sein, oder ob sie aus dem *Gefühl, dem Bewusstsein der Gegebenheit* christlicher

Freiheit leben kann. Und: Sind die Localities, die eine Gesellschaft ausmachen, mehrheitlich bereit und fähig, abweichende Vorstellungen, Lebensstile oder Weltsichten zu tolerieren und zu integrieren?

Je nach sozialphänomenologischer Verfasstheit werden theologische Sätze wie das „Wort vom Kreuz“, die für die Verkündigung und die Liturgie christlicher Kirche eine Schlüsselrolle einnehmen (können), völlig unterschiedlich rezipiert.

Gottesdienst hängt also von nur phänomenologisch beschreibbaren Wahrnehmungsmustern ab, die sich ebenfalls permanent wandeln.

Und zwar auf der Ebene von *Localities*.

- Soziale Veränderung geht insofern immer mit einer Veränderung der *Sprache* einher.²⁶ Wer steht für Selbstbestimmung, wer steht für Intoleranz und Unfreiheit? Wer steht für Zukunft, wer ist rückwärtsgewandt? Wer hat diakonische Kompetenz und kann helfen, und wer erwartet nur? Es entstehen und verändern sich „Marken“ – und diese wiederum lösen soziale Veränderung aus, die dann in einem zweiten Schritt auch auf den Gottesdienstbesuch, sogar auf die Regel-Gottesdienstgestaltung weiterwirken. Steht *Kirche* für Selbstbestimmung oder die Sozialdemokratie oder die künstlerische Existenz? Wenn im Sprachspiel der Gegenwart die „Locality“ evangelische oder katholische oder orthodoxe Kirche primär für *Intoleranz* und *Fremdbestimmung* stehen (und natürlich vielleicht auch noch für Rückständigkeit und Un-Vernunft), hört sie schnell auf, *Locality* zu sein – und man sucht sich eine andere Locality, die mit dem Bedürfnis nach Selbstbestimmung besser in Einklang steht.

Gottesdienst lebt davon, dass von Kirche und Glaube gut geredet wird – dass der Kampf um die Begriffe nicht verloren gegangen ist und Kirche als „Marke“ wertvoll ist. Auch die sich permanent ändernden Sprachspiele eines Sprachraums wirken sich auf den

²⁶ Hilary Putnams Theorie der universellen sprachlichen Arbeitsteilung verschärft die obige These. Putnam schreibt: „Jede Sprachgemeinschaft [...] verwendet wenigstens einige Ausdrücke, für die gilt: Die mit diesen Ausdrücken verknüpften Kriterien kennt jeweils nur eine Teilmenge der Menge aller Sprecher, die diesen Ausdruck beherrschen, und ihre Verwendung durch andere Sprecher beruht auf einer spezifischen Kooperation zwischen diesen und den Sprechern aus den jeweiligen Teilmengen.“ H. Putnam, *Die Bedeutung von*, S. 39.

²⁴ur Veranschaulichung benutzt Putnam das Bild vom „Werkzeug“. „Es gibt [...] zwei Arten von Werkzeugen: Es gibt Werkzeuge wie Scheren oder Schraubenzieher, die von einer Person benutzt werden können; und es gibt Werkzeuge wie Dampfschiffe, zu deren Bedienung es der Kooperation mehrerer Personen bedarf. Zu fest klebte man an der Vorstellung, Wörter funktionierten wie Werkzeuge der ersten Sorte.“ *Ibidem*, S. 40.

Gottesdienst, auf dessen Gestalt und auf das Teilnahmeverhalten aus. Niemand geht zu denen, die er für ewig-gestrig hält – und niemand schätzt beispielsweise ein Confitéor, wenn er es als *Demütigung* empfindet.

Das Bedürfnis nach Selbstsorge

Mit dem letzten Beispiel sind wir bereits beim Bedürfnis nach Selbstsorge angelangt.

Auch dieses Bedürfnis kann als Nahtstelle beschrieben werden, an der sich soziale Veränderung unmittelbar auf das gottesdienstliche Leben auswirkt.

Selbstsorgerelevant sind „jene formulierte[n] Sinnstrukturen und Handlungsmuster, [...] die der situationsbezogenen Alltags- wie auch der langfristigen Lebensbewältigung dienen“.²⁷ Selbstsorge bezieht sich dabei nicht nur auf Fragen von Gesundheit und Körperlichkeit, sondern auch auf den rechten Umgang mit Sterben und Tod. Es äußert sich weiterhin dadurch, dass sich Menschen persönliche Rückzugszeiten und Rückzugsräume organisieren.²⁸

Dabei suchen die Menschen Zeiten, in denen sie sich frei von z. B. beruflichen oder familiären Verpflichtungen fühlen, wo sie den eigenen Bedürfnissen und Interessen nachgehen, wo sie ‚*ausspannen*‘ [...], ‚*ausruh’n*‘ [...], ‚*Luft hol’n*‘ [...], ‚*abschalten*‘ [...], ‚*leer laufen*‘ [...] oder auch ‚*abarbeiten*‘ [...] können, Zeiten, in denen sie sich ‚*belohnen*‘ [...], genießen, die ‚*Seele baumeln lassen*‘ [...], bzw. [...] ‚*irgendwas Gutes für mich tun*‘ [...]“²⁹ oder Zeiten, in denen sie Distanz und ‚*Abstand*‘ [...] zum Alltag und dessen Problemen gewinnen und [...] ‚*durchatmen*‘ können.³⁰

Die Bedeutung dieser Äußerungen für den Gottesdienst leuchtet unmittelbar ein. Für viele ist der Gottesdienst ein Ritual, das es in seiner Gefügtheit demjenigen, der es kennt, erlaubt, sich darin zu bergen. „So sagt eine Frau: »An was ich zuerst denke beim Wort Ritual, diese Abläufe, Liturgie und so was, das, mein Gott, also ich finde es schön und irgendwie auch wohnlich sozusagen, dass es so etwas gibt, das ist irgendwie angenehm.«“³¹ Auch hier wieder finden wir Beziehungen zum Bedürfnis nach Locality. In

²⁷ J. Martin, „Mensch – Alltag – Gottesdienst“, S. 62.

²⁸ Vgl. *Ibidem*.

²⁹ *Ibidem*.

³⁰ *Ibidem*, S. 62 f.

³¹ Siehe: H. Kerner, *Der Gottesdienst*, S. 133.

einer Beratung hat ein Kirchenvorsteher das, was ihm am Gottesdienst wichtig ist, so auf den Punkt gebracht: „dass ich das Gefühl habe, wir blicken alle in eine gemeinsame Richtung.“

Das Bedürfnis nach Selbstsorge ist allerdings höchst unterschiedlich ausgeprägt. Empfindet die eine den Gottesdienst in seiner feststehenden Ordnung als ein bergendes, einen Schutzraum gewährendes Ritual, so wird von anderen eben dieselbe Ordnung „als ‚eine recht offizielle Feier‘ empfunden, ja ‚irgendwie unpersönlich‘“.³²

Wie viel Nähe verträgt, wie viel Distanz braucht der Gottesdienst? *Das Bedürfnis nach Selbstsorge ist jene Nahtstelle, an der sich die Menschen nach Erwartungen, die nicht mehr kompatibel sind, ausdifferenzieren.* Nähe und Distanz, die große Zahl oder die kleine Gruppe, der Raum der Kathedrale oder der Stuhlkreis, der Morgen oder der Abend, expressive, meditative, kommunikative oder rituell geprägte Gottesdienstformen, die aktuelle oder die von der Aktualität Abstand nehmende Predigt, Sprachvorlieben und unterschiedlicher Musikgeschmack – all dies hat (auch) mit Selbstsorge zu tun. Dabei spielen Formvorlieben, die man im Miteinander mit anderen Menschen erworben hat (Locality!) ebenso eine Rolle wie Erwartungen, die sich aus sozialen Faktoren ergeben. Formvorlieben haben darüber hinaus oft auch etwas mit der Kompensation von Defiziten zu tun. Wer umgezogen ist und am neuen Wohnort niemanden kennt und hofft, an eine Gemeinde Anschluss zu finden, wird wohl eher auch in der Form des Gottesdienstes die Nähe suchen. Eine Dorfgemeinschaft, in der viele Vieles voneinander wissen und eine lange Geschichte miteinander haben, braucht demgegenüber eher die Distanz.

Es ist das so genannte zweite oder alternative oder „offene“ gottesdienstliche Programm, das mit dem Bedürfnis nach Selbstsorge in besonderer Weise korreliert ist.

Wie wenig formentolerant das Bedürfnis nach Selbstsorge ist, sei am Beispiel des Friedensgrußes demonstriert. Eine Gottesdienstbesucherin, die offensichtlich eher dem Typus der Distanzbedürftigen zugehört, sagt:

Ich schalte immer ab, wenn es darum geht, seinem Banknachbarn die Hand zu geben und *Friede sei mit dir* zu wünschen. Das kann ich einfach nicht. Also das ist mir so fern und das will ich irgendwie nicht. Ich mache es dann zwar manchmal trotzdem, aber wenn mir dann jemand die Hand gibt, dann merke ich dann bei mir, das ist jetzt nicht unbedingt aufrichtig. Ich kann das nicht zu jemandem Wildfremden sagen. Na, ich mache es halt, weil man

³² *Ibidem*, S. 26.

es in der Kirche scheinbar so macht. Aber das gefällt mir einfach überhaupt nicht. ... Dabei bin ich total offen, aber wenn ich es will. Es ist etwas Aufgesetztes daran, aber ich schaffe es trotzdem nicht, mich zu wehren und zu sagen: Das mache ich nicht.³³

Auch über „Selbstsorge“ wirken soziale Veränderungen unmittelbar auf den Gottesdienst zurück.

- Menschen suchen je nach sozialer Lage Nähe und Kommunikation oder Ruhe und Abstand.
- Sie suchen Formen der Alltagsbewältigung oder Formen, wie sie zu diesem Alltag Abstand gewinnen können. All diese Formen unterscheiden sich: nach Raum, nach Zeit, nach Beziehung oder nach ihrem Profil etc.
- Im Lichte des Bedürfnisses nach Selbstsorge ist der Gottesdienst nicht Event, dessen Form beliebig geändert werden könnte. Wichtig ist an ihm seine Prognostizierbarkeit – dass ich weiß, wenn ich in den Gottesdienst gehe, welcher *Form* ich begegne und was ich von ihr erwarten kann. Eine kirchliche Binnenkultur, die sich der „Abwechslung“ verschrieben hat, *verfehlt* das Bedürfnis nach Selbstsorge.
- Zuletzt – und hier kommt noch einmal das Bedürfnis nach Locality mit zur Geltung: Eine Kirche, die nicht als für mich sorgend erlebt wird, wird auch in ihrem Gottesdienstangebot irrelevant. Sorgt sie für mich? Ist sie für mich da? – Auf unsere evangelische Tradition in Deutschland bezogen: Eine Kirche ohne „Pfarrhaus“, in dem das Licht brennt, verliert mit dem Kontakt zum Gemeindeglied auch dieses als potentiellen Gottesdienstbesucher.

Es ist das Bedürfnis nach Selbstsorge, aufgrund dessen die Auswirkungen sozialer Veränderungen nur noch schwer prognostiziert werden können. Denn wer weiß schon, ob die innere Not, die beispielsweise mit dem Verlust von Localities einhergeht, Menschen zur Suche nach neuen Orten der Identifikation auf das Feld des Politischen oder der Kultur oder in die religiöse Sinnsuche führt?

Die Bedürfnisse nach Sinnerleben

Hatten wir bis jetzt die Bedeutung von Locality zu beschreiben versucht, dann die Bedeutung, die in diesem Kontext dem Bedürfnis nach Selbstbestimmung zukommt, das sich in seiner Welt einen eigenen Platz sucht, und hatten wir beobachtet, wie diese Suche nach einem guten Ort

³³ *Ibidem*, S. 22 f.

in je meiner Welt durch das Bedürfnis nach Selbstsorge geleitet und mit bestimmt wird, so soll dies in einem letzten Schritt noch durch eine primär phänomenologische Perspektive ergänzt werden.

Sie bezieht sich auf das Bedürfnis nach Sinnerleben.

Jeannett Martin weist darauf hin, dass es „unter den Interviewpartnern niemanden [gibt], der ein der eigenen Sichtweise nach ‚sinnloses‘ Leben führt“.³⁴

Für die meisten vermittelt sich die Gewissheit, die Überzeugung oder das Gefühl, dass das eigene Leben sinnvoll sei, durch soziale Beziehungen. „Die Familie wird dabei als die zentrale soziale Bezugseinheit gesehen, für deren Wohlergehen es sich zu leben lohnt.“³⁵ Aber auch die Religion, das Leben im Einklang mit der Natur oder die Verrichtung der täglichen Arbeit werden häufiger „als ein wichtiges sinnstiftendes Element“³⁶ beschrieben.

Was es konkret mit dem Bedürfnis nach sinnvollem Leben auf sich hat, soll das folgende Zitat veranschaulichen. „»Also religiöse Musik: Ich kann es nicht streng trennen. Also ich würde sagen, mein Erfahrungshorizont in dem Zusammenhang, wo es ... Inspirationsquelle ist, wo es einfach belebend ist, wer ... tolle Musik hört, die eben toll gemacht ist, aber auch toll komponiert ist, da ist man hinterher ... high ... Und jetzt kann [man] sich fragen, was heißt, was bedeutet high sein? Total glücklich sein, wirklich sagen: meine Güte, die Welt ist schön, die Welt ist sinnvoll, irgendwo erlebbar, ohne dass man es ganz gut formulieren kann, warum erlebt man so viel Sinn, Sinnvolles?“³⁷

Man sieht an dieser Aussage, dass Sinnerleben deutlich mehr mit *Erleben* als mit rationaler Diskursivität, mit Weltanschauung oder mit Glaube zu tun hat. *Sinn wird nicht gedacht. Sinn wird erlebt.* Gefühlt.

Neben der Verbundenheit, neben den Freiräumen, die Menschen in dieser Gesellschaft haben, und neben den Möglichkeiten *gut* zu leben, ist das Bedürfnis nach Sinnerleben eine weitere zentrale Nahtstelle, die zwischen dem Innen und dem Außen vermittelt. Auf das Sinnerleben hat dabei die gesellschaftliche, soziale Gestimmtheit, ihr Grad an Zufriedenheit oder die Formen, mit denen in einer Kultur gute Laune gepflegt wird, ebenso Einfluss wie individuelle Faktoren, die mit Ästhetik und Geschmack zu tun haben.

Für den Gottesdienst bedeutet dies: In autoritären Gesellschaften ist Gottesdienst, weil er ein „alternatives“ Sinnerleben anbieten kann und an al-

³⁴ J. Martin, „Mensch – Alltag – Gottesdienst“, S. 49.

³⁵ *Ibidem.*

³⁶ *Ibidem*, S. 52.

³⁷ Vgl. H. Kerner, „Die Kirchenmusik“, in: K. Müller, T. Melzl (Hrg.), *Gottesdienst im Wandel*, Leipzig 2015, S.151-175, hier S. 153, Anm. 10.

ternative Sinngestaltung erinnert, immer ein *Ärgernis*. Die demokratisch-kapitalistische Gesellschaft versucht dagegen, den Gottesdienst zur *Torheit* zu machen. Denn lässt sich mit dem Bedürfnis nach Sinnerleben nicht viel zu gut Geld machen, als dass man es religiösen Localities wie den Kirchen überlassen sollte?

Sobald Gottesdienst Sinnerleben vermittelt, entwickelt er immer und notwendig eine gegenkulturelle Kraft.

Es sind deswegen die Gottesdienste mit starkem Sinnerleben, die eine unsichtbare, aber starke Wirkung auf eine Gesellschaft ausüben und Gesellschaft verändern können: Weil sie die Sinnerlebens-Formen der Welt in Frage stellen, so dass zum Sinnerleben in der politischen Betätigung, zum Sinnerleben im ästhetischen Genuss, zum Sinnerleben durch Arbeit und Erfolg, die „Lust auf mehr machen“, der Kontext einer anderen imaginierten Welt aufleuchtet, die uns von der Tyrannei des Hier und Jetzt befreit. „Sinn“, bekennet evangelische Rechtfertigungslehre, wird nicht gemacht, sondern gegeben. Gestiftet.

Eine Mutter hat die fundamentale Bedeutung des Sinnerlebens schön formuliert: „Was is‘ überhaupt Sinn, und wenn ich mich da mit meinen Töchtern unterhalt‘ ... dann is‘ des immer davon abhängig, wie’s ihnen geht. Geht’s ihnen gut, dann is‘ alles sinnvoll, geht’s ihnen schlecht, dann ... hat nix Sinn.“³⁸

Wie alle Bedürfnisse hat auch das Bedürfnis nach Sinnerleben eine globale, gesamtgesellschaftliche Dimension und zugleich Relevanz für alle Ebenen gottesdienstlichen Handelns. Das Verhältnis von Gottesdienst und sozialer Veränderung hat die Komplexität eines Mikrokosmos.

Gottesdienst und soziale Veränderung

Zu den Bedürfnissen nach Strukturierung und Orientierung sowie nach Ästhetik soll jetzt nichts mehr weiter ausgeführt werden. Immer wieder kommt der gleiche Grundsatz zum Tragen: Bedürfnisse beschreiben die Anforderungen eines Innen an ein Außen. *Jede* soziale und gesellschaftliche Veränderung beeinflusst deswegen die Bedingungen, die den Gottesdienstbesuch zur Option machen oder nicht. Weil sie sich auf die Bedürfnisse nach Locality, Selbstbestimmung, Selbstsorge und Sinnerleben, nach Lebensfreude, Strukturierung und Ästhetik auswirkt, sie anspricht oder verfehlt.

Die Wirkrichtung ist allerdings immer eine doppelte: Auch der Gottesdienst wirkt. Und bewirkt soziale Veränderung. Meistens, indem er Localities – stabilisiert. Aber wie war das bei den Montagsandachten in Leipzig,

³⁸ Siehe: K. Müller, „Locality“, S. 85.

die lange, lange vorher „einfach so“ gepflegt worden sind, und natürlich gar nichts bewirkt haben an sozialer Veränderung – meinte man jedenfalls –, bis dann 1989 eine große Protestbewegung entstanden ist?

Gottesdienst ist das Gesicht vieler religiöser Localities. Gottesdienst ist das Produkt sozialer Veränderung. Und: Gottesdienst verändert.